

Ich habe viele Ichs. Betrachtungen zu Thomas Glavinics Roman „Das bin doch ich“

Andrea Stampfl-Yokura

Dieser bis dato vorletzte Roman von Thomas Glavinic erschien im Jahr 2007. Er kann in engem Zusammenhang mit dem vorangegangenen Roman „Die Arbeit der Nacht“ (2006) und dem im August 2009 erschienenen „Das Leben der Wünsche“ gesehen werden. Bei noch genauerem Hinsehen gehört noch ein vierter Roman dazu, der 2004 erschienene Text „Wie man leben soll“, wie später genauer untersucht werden soll. In allen vier Texten steht ein Mann im Mittelpunkt, der auch, allerdings auf sehr verschiedene Art, als Erzähler fungiert. Erzählerfiguren, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten, aber alle auch miteinander verwoben, vor allem durch eine Parallelwelt, die in allen vier Büchern hinter oder unter der realistisch erscheinenden ersten Ebene spürbar ist. Alles ist ein Spiel, oft ein sehr ernstes, gruseliges, dann wieder befreiend komisches Spiel mit der „Wirklichkeit und ihrer Verdopplung“, wie Wolfgang Tischer es zusammenfasst.¹⁾ Gemeinsam ist auch die Technik mit der Glavinic in seine Romane einsteigt. Alle Texte, und dazu kann man sogar die beiden frühen Romane „Carl Haffners Liebe zum Unentschieden“ und „Der Kameramörder“ zählen, beginnen mit der Erwähnung eines Unglücks oder mysteriösen Ereignisses. Einem Mord, wie in den beiden letztgenannten, einem Unfall, wie in „Wie man leben soll“ und auch „Die Arbeit der Nacht“ und auch in „Das bin doch ich“ steht die Angst vor Hodenkrebs im Raum. Gleichzeitig befindet sich der Protagonist in allen diesen Anfangsszenen in einer Situation, die mit diesen unheilvollen Vorboten nicht direkt etwas zu tun hat. „Das Leben der Wünsche“ beginnt ebenfalls mit dem Auftreten dieser unrealistischen Figur, mitten

in Jonas banalem Alltag, die dem Helden anbietet, ihm alle Wünsche erfüllen zu können. Auf diese Weise, dem Leser natürlich zunächst kaum bewussten, erzeugt Glavinic nicht nur eine doppelschichtige Atmosphäre, sondern er führt auch eine seiner Hauptprämissen ein. Es geht immer um mehr als das, was auf der ersten Ebene abzulaufen scheint. Besonders eng ist die Verflechtung aber in den letzten vier Werken und es ist wohl kaum Zufall, dass sie alle Titel tragen, die aus vier Wörtern bestehen. Vier ist natürlich eine Zahl, die unendlich viele Assoziationen erweckt. Vielleicht ist das jetzt zu germanistisch verstiegen, aber es ist tatsächlich das Feuer, die Explosion der Challenger Rakete, die in „Wie man leben soll“ den Hintergrund zu Charlies Feuertaufe, sprich erstem sexuellen Erlebnis bildet. „Die Arbeit der Nacht“ operiert eigentlich die ganze Zeit zwischen Luft und Erde bis ans Ende, das den in den Tod kippenden Jonas zwischen Stephansdom und Erde zeigt. Und dann ist es doch in „Das Leben der Wünsche“ das Wasser, eine Riesenwelle, eine Sintflut, die alles beendet. In diesem letzten Roman hat das Ende ja gar einen Anklang von biblischen Vertreibungs-, Bestrafungsmetaphern, unbewusste Anlehnung an biblische Apokalypseszenarien? Glavinic scheint ja sonst mit Religion oder Christentum nicht belastet. Vier ist natürlich aber auch die Zahl, die für das Kreuz, also den Tod steht und das passt wieder so schön. Gleichzeitig weiß man nach der Beschäftigung mit diesem Autor, dass man sich hüten soll, Andeutungen zu ernst zu nehmen, denn spätestens seit der Lektüre von „Die Arbeit der Nacht“ weiß man, dass dieser Autor dem Leser oft Köder auslegt, ihn auf bestimmte Fahrten lockt, die sich dann aber als belanglose Irrwege entpuppen.

Nun, konkret setzt sich die vorliegende Arbeit vor allem mit dem vorletzten Roman „Das bin doch ich“ und seinem Zusammenhang zu Erzählperspektiven und Erzählerfiguren der drei anderen letzten Romane Glavinics auseinander, die zum Schluss führen, dass alle diese Man-, Ich-, Er-, Jonas-, und Thomas-Erzähler Teil von Thomas Glavinics Experiment am Ich sind. Sie alle zusammen ergeben

zwar wieder nur ein unvollständiges Zerrbild, eine Collage zusammengesetzt aus erkennbaren Teilen des Gesichtes dieses Ichs. Aber eben nur in Ausschnitten, die dann aber wieder stückweise hinter einer zerschnittenen Fratze oder Maske hervorblitzen. Diese Beschäftigung mit dem Ich, mit dem Versuch alles auszuloten, in messbare Größen umzusetzen ist natürlich ein uraltes Objekt vieler Disziplinen. Glavinic ist in diesem Zusammenhag auch auf eine Beeinflussung durch Sartre und seine Theorie von der Transzendenz des Egos etc. angesprochen worden, tut das allerdings kurzerhand ab. „Ich bin Jahrgang 1972 und Sartre ist tot. Die Form von Existenzialismus, die in meinem Roman vorkommt, die gab es schon lange vor Sartre. Ich könnte so etwas gar nicht intendieren, das ist bei mir völlig unmöglich.“²⁾ Natürlich haben sich auch in der österreichischen Gegenwartsliteratur unzählige AutorInnen mit diesem Thema auseinandergesetzt. Unter anderen erwähnt der Germanist Klaus Zeyringer Christoph Ransmayr, der bis auf Ovid zurückgreift und dessen „Niemand behält seine Form.“ in „Die letzte Welt“ zu einer Hauptprämisse macht. Oder auch Werner Kofler, der mit Rimbaud fragt: „Ich, ein anderer?“ Oder an anderer Stelle: „Ich als Er. Schwierige Rolle. Ich als er, neben ihr.“³⁾ Überall gibt es dieses Nebeneinander von verschiedenen Facetten des Ichs. Thomas Glavinic hat diesem Diskurs mit jedem seiner Werke neue Dimensionen hinzugefügt. In „Das bin doch ich“ kommt nun ein nie in dieser Form da gewesenes Versteckspiel mit der eigenen Identität dazu.

Dieser Text stellt uns zunächst in die Welt eines Autors namens Thomas Glavinic, der Vieles mit dem realen Autor gemeinsam zu haben scheint, aber nur der unerfahrene Leser glaubt vielleicht eine Weile an einen rein autobiographischen Text. Dieser Text ist auch, vor allem im Vergleich zum vorangegangenen, verblüffend leichtfüßig und humoristisch. Ist das so etwas wie comic relief nach dem eiskalten Horror in „Die Arbeit der Nacht“? Wenn man genau liest, gibt es aber schon bald Brüche in dieser zwar neurotischen aber unterhaltsam dahinrollenden

Welt des Thomas Glavinic. Der erste Hinweis könnte vielleicht auf der zweiten Seite zu finden sein, als Thomas mit seinem kleinen Sohn zum Spielplatz geht, aber kehrtmacht, da in ihm unerwartet heftige Aggressionen aufsteigen.

Ich kann nicht mit ihm auf den Spielplatz, denn ich habe Angst, gegenüber irgendeinem Kind, das zu meinem Sohn böse ist, tötlich zu werden. Überhaupt sind die meisten Kinder so verwünschte Bestien, daß ich nicht einmal in die Nähe eines Spielplatzes kommen will. Mir reicht schon der Anblick herumlungender Vierzehnjähriger mit Kampfhund und Zigarette, Ich könnte sie alle schlachten und ausweiden und ihre Teile in Müllcontainer stopfen.⁴⁾

Diese Eskalation im Ton könnte für den erfahrenen Leser ein Warnsignal sein, dass hinter diesem amüsanterzählenden Thomas Glavinic noch andere Ichs lauern, die wie in den anderen Romanen dann völlig das Ruder übernehmen könnten. Da scheint sich der Schläfer aus „Die Arbeit der Nacht“ mit all seiner abgrundtiefen Brutalität in den Kopf des Lesers zu drängen und damit die Angst, dass auch in diesem Werk bald das Lachen im Halse steckenbleiben wird und der Horror auf mehreren Ebenen weitergeht. Nun, um es vorwegzunehmen, das wird in diesem Buch nicht geschehen, zumindest bleibt immer die Ebene des Humors oder der Satire, auf der sich der Leser trösten kann. Dennoch bleibt sich der Autor auch in diesem am leichtesten verdaulichen Werk treu und die Ahnung des Lesers, dass sich da hinter Klamauk und Satire doch noch mehr verbirgt wird natürlich bestätigt werden.

Nun, auf den ersten Blick führt uns dieser Thomas Glavinic aber in seine relativ harmlose Welt. Er ist Schriftsteller, hat eben einen Roman mit dem Titel „Die Arbeit der Nacht“ vollendet, hat Frau und Kind, seinem eigenen Urteil nach ist er noch nicht erfolgreich, hat finanzielle Probleme und so kämpft er seine vielen Selbstzweifel und Phobien nieder und versucht sich in der der Welt des

Literaturbetriebes durchzusetzen. Der Autor Thomas Glavinic lässt den Leser durch seinen Protagonisten Thomas Glavinic in die inneren Gepflogenheiten, um nichts zu sagen Machenschaften des österreichischen Literaturbetriebes hineinblicken. Es geht hier um beinhart Finanzielles. Der Thomas im Buch hat Schulden auf der Bank, hofft daher auf guten Verkauf auf dem deutschen Markt, ein weiterer Problemkreis, und sucht bei seinem Heimatbundesland Steiermark um Förderung an. Hier kommt also einerseits die Abhängigkeit österreichischer AutorInnen vom deutschen Buchmarkt zur Sprache. Der Germanist Wendelin Schmidt-Dengler hat das schon einmal so zusammengefasst:

... interessant ist ferner auch die Tatsache, daß der Erfolg (eines Autors) eben durch den Erfolg auf dem deutschen Buchmarkt gemessen wird; man könnte boshaft hinzufügen, daß er auf dem österreichischen nicht gemessen werden kann, weil es ihn gar nicht gibt.⁵⁾

Es ist nun Tatsache, dass viele österreichische AutorInnen zunächst bei kleinen, meist vom österreichischen Staat subventionierten Verlagen veröffentlichen und mit dem ersten Erfolg oft auf den deutschen Buchmarkt zu großen Verlagen mit ihrer finanzkräftigen Werbemaschinerie und riesigem Absatzmarkt wechseln. Daraus ergibt sich eine doppelte Problematik, inwieweit müssen SchriftstellerInnen sich an den Markt anpassen oder gar anbiedern und in einer zweiten Ebene, wieviel noch dazu an den bundesdeutschen Markt. Der Schriftsteller Josef Haslinger zieht 1990 in seinem Artikel „Lebt als freier Autor in Wien. Zum Niedergang einer Profession.“ eine nicht ermutigende Bilanz. „Vier von fünf in Österreich zum Verkauf angebotenen Bücher stammen aus der BRD. Vom kleinen Rest wird mehr als die Hälfte durch Buchgemeinschaften produziert. ... Doch wem gehört Donauland? (größte österr. Buchgemeinschaft, Anmerkung der Autorin) Dem deutschen Bertelsmann Konzern.“⁶⁾

Aus diesen Gründen unterstützt der österreichische Staat viele heimische Verlage mit öffentlichen Geldern. „Ohne Subventionen gäbe es keine österreichischen Verlage...“ meint die Schriftstellerin Bettina Balaka.⁷⁾ Diese Tatsache bestreitet zwar kaum ein Autor, Thomas Glavinic wünscht sich allerdings mehr Überlegungen von staatlicher Seite dazu, welche und wieviel Verlage unterstützungswert sind. So hält er es nicht für sinnvoll viele Ein-Mann-Verlage zu fördern. Außerdem kommt man halt einfach nicht um die Tatsache herum, dass man bei einem marktwirtschaftlich geführten Verlag mehr verdient, fasst er Offensichtliches zusammen.⁸⁾ Nun, der Schutz vor marktwirtschaftlichen Prozessen war aber eben immer auch ein Grundansatzpunkt bei der staatlichen Förderung. Man wollte Autoren davor schützen, aus finanziellen Gründen bestimmte Bücher für bestimmte Marktansprüche schreiben zu müssen. Es sollten eben auch Bücher abseits der Mainstreamszene ermöglicht werden. Aber auch dieser Ansatz hat seine Problembereiche, wie Daniel Kehlmann und Gerhard Amanshauser hinweisen, denn wenn das Überleben von Stipendien und Preisen abhängig wird, ergibt sich für die Schreibenden oft der Druck jury-freundliche Bücher zu verfassen.⁹⁾ Das Dilemma scheint unlösbar, aber auch hier sieht Glavinic zuviel Problemmacherei. „Dieser Gegensatz kultureller Anspruch-Marktanspruch ist für mich absurd. Ist alles, was nicht marktwirtschaftliche Kriterien erfüllt, automatisch Kultur?“ und sein Kollege Jürgen Benvenuti schlägt in dieselbe Kerbe: „Irgendwie ist das doch paradox: künstlerische Qualität, die für den Markt nicht geeignet ist; ich kann damit nichts anfangen, das ist so eine wahnsinnig elitäre Geschichte.“¹⁰⁾ Der Diskurs bleibt komplex, gibt es doch für viele Thesen auch immer Gegenbeispiele, so wie es auch zahlreiche Autoren gibt, die von deutschen Verlagen wieder zu österreichischen zurückgekommen sind, wie z.B. Peter Waterhouse von rororo zu Jung und Jung. Es bleibt aber einfach die Tatsache der überragenden Größe des bundesdeutschen Marktes.

So wird die Besessenheit des fiktiven Thomas Glavinic in „Das bin doch ich“ verständlich. Ob er es auf die Shortlist oder wenigstens die Longlist des deutschen Buchpreises schaffen wird und die Frustration darüber, dass ihm das mit „Die Arbeit der Nacht“ nicht gelingt. Wohl aber seinem Freund Daniel Kehlmann, der von der Süddeutschen Zeitung als bester Autor seiner Generation belobigt wird, was dann zu Thomas Glavinics Ausbruch: „Das bin doch ich“¹¹⁾ führt. Diese vier kurzen Wörter, die der reale Glavinic dann zum Titel seines Werkes gemacht hat, und auf deren Multitinterpretierbarkeit ich später eingehen möchte, sind hier zunächst wohl ganz simpel nur der Ausdruck einer fast kindlichen Trotzreaktion, natürlich folgt gleich witzige Selbstsatire: „... noch immer kein berühmter Schriftsteller, noch immer nicht reich, noch immer kein neuer Verlag.“¹²⁾ Und es hilft einfach nichts, was wiegts das hat's: mangelnder Erfolg heißt einfach kein Geld und das ist negativ auch für seine Familie. Das macht der fiktive Thomas sich selbst im Buch klar¹³⁾ und das hat auch der Autor Glavinic ganz unverblümt zugegeben.¹⁴⁾

Im Text kommen diese Sorgen und auch die damit verbundenen Anpassungsversuche offen zur Sprache. Ganz plakativ, aber damit auch umso mehrdeutiger, verweist Glavinic auf das Problem, sich auch sprachlich dem bundesdeutschen Markt anbietern zu müssen. Er fügt dem österreichischen Gespritzten in Klammer die Erklärung „Weißweinschorle“ hinzu.¹⁵⁾ Dies ist im Feuilleton kritisiert worden, aber die deutliche Herausstellung thematisiert vielleicht genau das Problem. So sind österreichische SchriftstellerInnen gezwungen zu arbeiten. Großer Wink mit dem Zaunpfahl, denn sonst hätte Glavinic ja ganz einfach ohne Hinweis das bundesdeutsche Wort, das in Österreich niemand verwendet, wählen können. Das wäre die wirkliche Anbiederung gewesen. Dieser Druck auf die österreichischen AutorInnen, an der eigenen Sprache herumdoktern zu müssen wird auch von der Literaturkritikerin Daniela Strigl thematisiert. Sie beschreibt deutsche Lektoren, die österreichische Texte vom Unkraut „national-linguistischer Idiosynkrasien“

befreien und damit oft eigenartige sprachliche Kreuzungen zwischen österreichischem und deutschem Idiom schaffen.¹⁶⁾

Nun, mit welchen unleidlichen oder erniedrigenden Ritualen muss sich der Thomas im Roman noch herumschlagen? Er muss versuchen sich zu vermarkten, also Lesungen machen, zu Literaturveranstaltungen gehen, sich unter allerlei Leute mischen, die vielleicht einen brauchbaren Kontakt bedeuten oder herstellen können. Gleichzeitig satirisiert Glavinic die Tatsache, dass es nicht immer unbedingt Kompetenz und Professionalität sind, die Leute erfolgreich machen. Da ist der Wiener Kulturstadtrat, der sein peinliches Unwissen hinter Banalitäten versteckt. „Es gibt noch immer viele Fiaker in der Stadt!...Wir haben hier eine gute Luft.“¹⁷⁾ Aber nicht nur in den oberen Etagen der Politik herrscht so viel Dummheit, auch ein Stück weiter unten in der Beamtenhierarchie scheint Intelligenz bei der Karriere keine Rolle zu spielen, wie Glavinic im amüsanten Telefongespräch in der letzten Szene des Buches vorführt. Da ist die Abteilungsleiterin für Kultur in der Steirischen Landesregierung, bezeichnender Weise trägt sie den Namen Hirschmugl. Also diese Dame aus dem Land hinter den Mugeln, den Bergen, macht dem Autor ein völlig unsinniges und realitätsfernes Angebot zur Förderung. Man könne die Druckkosten seines Buches übernehmen, noch dazu nur im Falle eines steirischen Verlages. Druckkosten, die der Autor sowieso nicht selbst zahlen muss. Diese Szenen sind Gustostückeln literarischer Satire.

Aber es sind nicht nur Figuren des Literaturbetriebes, der Politik und der Bürokratie, die Glavinic lächerlich macht, vor allem ist natürlich er selbst Ziel seiner Entblößungen, aber auch seine Familie. Da ist die Szene eines Familientreffens in einem Landgasthaus, die wohl fast jeder aus Österreich Kommende in sehr ähnlicher Form selbst erlebt hat. Die Banalität, die unterschwellige Brutalität gegeneinander, da man sich ja so gut kennt, daneben aber dann doch auch wieder echte Nähe, all das gibt es wohl in fast allen Familien und Kulturen, aber hier hat Thomas Glavinic

ein Stück österreichisches Volkstheater, natürlich in überzogener karikiert Form, geschaffen. Amüsant, aber beinhart satirisch der Auftritt des Dorfpfarrers, der von der Kellnerin mit Ehrfurcht und Freundlichkeit überhäuft wird, obwohl er nur für sein Achterl (Wein), es werden natürlich mehrere Achterl daraus, gekommen ist und die Aufmerksamkeiten der jungen Angestellten, sehr unhöflich und unchristlich, mit nichts erwidert. Dann fällt die Familie ein, jeder eine Karikatur bestimmter Typen. Die Mutter, die Thomas immer seinen mangelnden Erfolg vorhält, aber selbst vom eigenen Vater widerstandslos wie ein Kind eine Herabsetzung schluckt.

Mein Opa weist sie zurecht, sie soll nicht so laut lachen, man muß sich mit ihr genieren. Sie nimmt es zur Kenntnis. Sie ist die älteste der drei Schwestern, sie war die erste, die ein Kind bekommen hat, sie mußte von Anfang an mehr einstecken.“¹⁸⁾

In wenigen Sätzen umreißt Glavinic da die Spitze eines Eisberges an Verhaltensmustern, Rollenklischees und Einschränkungen. Ganz im Gegenteil zu seinem vorangegangenen Roman, in dem gesellschaftliche Muster oder gar Problembereiche fast völlig ausgespart blieben, wird in „Das bin doch ich“ in vielen Szenen die österreichische Wirklichkeit gezeigt und sogar bewertet. „Ich verstehe es trotzdem nicht.“¹⁹⁾ quittiert Thomas die fehlende Selbstverteidigung seiner Mutter. Er versucht auch sich gegen den Wahn seiner Oma zu wehren, die nur damit beschäftigt zu sein scheint, vor anderen Leuten gut dazustehen. Auch hier eine unausgesprochene Analyse weiblichen Unsicherheitsgefühles. Frauen müssen ja immer irgendwo um Anerkennung von außen buhlen, und dazu spannt diese Oma auch ihren Enkelsohn ein. Signieren soll er.

Für Herrn Primarius Doktor Weinstödl, mit innigem herzlichem Dank für die Pflege, die Sie meiner Großmutter Judith Schneider im Krankenhaus haben angedeihen lassen.- Was

ist denn? Schreib doch! Ja, genau so. Unterschrift! Leserlich! Hochachtungsvoll Thomas Glavinic, Schriftsteller. Dazuschreiben! Ja! So ist's recht.“²⁰

Das Karl Kraussche Qualitäten. Da ist alles drin, das Klischee von der Obrigkeitshörigkeit der Österreicher, der Titelsucht, dem Buckeln nach oben und dem Treten nach unten. Oma befiehlt Enkel. Ja so, leserlich! Dieser Thomas Glavinic ist also mitten hineingestellt in die österreichische Wirklichkeit. Ganz anders als Jonas in „Die Arbeit der Nacht“, den Glavinic allein in ein perfektes Reagenzglas für sein Experiment an einem Individuum gestellt hatte, ganz anders also hier. Hier könnte man allerlei Ansätze zu Gesellschaftskritik aufstöbern, gleichzeitig spürt man aber, dass es Glavinic letztlich jedoch wieder um dasselbe geht. Die Auslotung des Ichs. Gesellschaft und Literaturbetrieb sind nur Kulisse für Thomas. Sie sind so etwas wie das erste Fenster, durch das man den Protagonisten bei seinen Irrungen verfolgen kann. Im dahinterliegenden zweiten Fenster sieht man nun diesen zunächst autobiographisch anmutenden Thomas. Er jammert zu viel, stört sich an zu viel, trinkt zu viel. Vor allem fürchtet er sich zu viel. Vor Krebs, vor anderen Krankheiten, vor Misserfolg, vorm Fliegen. Das ist total überzeichnet, vielleicht auch zur Unterhaltung. Der Leser lacht gern und erleichtert nach dem Horrortrip im vorangegangenen Buch. Das ist hier ist also doch comic relief. Aber der Leser ist ein gebranntes Kind und er bemerkt bald, dass da hinter diesem zweiten Fenster, dieser zweiten Ebene sich noch mehr auftut, wird das auch zu einem Sturz ins Bodenlose führen? Bei der Erwähnung von Bioflorin, einem allseits bekannten harmlosen Durchfallmittel, so detailgetreu, obwohl doch so unwichtig, kommt sofort die Erinnerung an Unirom aus „Die Arbeit der Nacht“ auf, das sich als Aufputzmittel entpuppt hatte und mit dem es Jonas gelungen war, einen Teil von sich selbst, den Schläfer, auszuschalten. Das es aber in Wirklichkeit gar nicht gibt, wie der übereifrig im Internet recherchierende Leser verschämt bemerken

muss. Dennoch verbirgt sich auch im folgenden Buch Abgründiges hinter diesen Detailangaben, diesen wiederholten Schilderungen von alltäglichen Verrichtungen, die sich immer wiederholen, wie z.B. was er isst, wo er isst, wo er wieder wie viel trinkt. Diese kreisförmigen Bewegungen, wo nichts wirklich Wichtiges zu geschehen scheint hatte es auch „Die Arbeit der Nacht“ gegeben, dahinter hatte dann plötzlich die Fratze des Schläfers, des anderen Ichs aufgeleuchtet und die unendliche Verzweigung über die absolute Leere des Daseins, nicht nur der Außenwelt sondern auch in sich selbst. Und dem Ausgeliefertsein an die schlimmste Form der Angst, „dem Riesen der allergrößten Angst: der vor sich selber.“²¹⁾

Es gibt eben auch in „Das bin doch ich“ immer wieder Stellen, an denen einem das Lachen im Halse stecken bleibt und wo man fürchtet der Schläfer mit all seiner Brutalität werde die Bühne betreten. Da ist z. B. auch plötzlich der Schock über eine Verletzung des kleinen Sohnes und es steigen Erinnerungen an „Wie man leben soll“ auf, wo plötzlich und ohne viel Aufhebens Leute in der Umgebung des Protagonisten tatsächlich ums Leben kommen. Das setzt sich auch in „Das Leben der Wünsche“ fort, wo die lakonisch geschilderte Alltagslangeweile zum echten Horror wird und Helen, die Frau des Protagonisten tatsächlich Selbstmord begeht. Man weiss, dass der Autor Thomas Glavinic so arbeitet, dass da immer etwas Grauens lauert, aber in „Das bin doch ich“ bleibt es beim Schrecken und der Angst, das Leben ist doch gnädig. Die Verletzung des kleinen Sohnes wird verarztet und verheilt.²²⁾ Drei Seiten weiter passiert dann jedoch wirklich ein Mord in der Nachbarschaft. So ganz hat das Gefühl des Lesers wohl doch nicht daneben getippt.

Es bleibt aber in der Rezeption immer der Unterschied zwischen einem Leser, der nur dieses Buch liest und jemandem, der Glavinics Arbeitsweise, alle seine Bücher und eben alle seine Ichs kennt. Seine Bücher sind bewusst so angelegt, dass sie auf verschiedene Weise und auf verschiedenen Ebenen gelesen werden können. Nur als Autoren- Literarurbetriebsroman oder eben auch als Experimente am Ich

mit einer auch für den erfahrenen Leser schwer auslotbaren Tiefenschichtung. „Ich habe viele Ichs. Inzwischen weiß ich, dass ich auch immer nur über mich selbst schreibe. Ich schreibe über mögliche oder abgelegte Ichs.“ So summiert es der Autor selbst.²³⁾ Sie scheinen also nur auf den ersten Blick alle verschiedene Ichs zu sein, aber es wird wohl deutlich, dass in den letzten vier Werken die verschiedensten Facetten dieser Ichs ausgeleuchtet werden. Getragen durch die Erzählerfiguren, die alle völlig verschieden zu sein scheinen, macht uns Glavinic mit ihnen bekannt. Da ist zuerst dieser Man-Erzähler in „Wie man leben soll“. Dieser übergewichtige junge Wichtigtuer, der treuherzig seine ersten Erfahrungen mit der Leserschaft teilt. Andererseits aber kein Problem mit zu geringem Selbstbewusstsein zu haben scheint, denn er scheut sich nicht, seine mageren Aventüren im Ratgeberton als allgemeingültige Weisheiten weiterzugeben. Das Feuilleton hat sehr unterschiedlich reagiert. Daniela Strigl findet ihn ziemlich komisch, eine köstliche Persiflage auf die Ratgeber-Literatur und bescheinigt dem Autor, dass sein ungewöhnliches Konzept, nicht in der ersten oder dritten Person, sondern in der unpersönlichen man-Form erzählen zu lassen tatsächlich funktioniert. Sie sieht es als die typische Stimme einer anonymen Generation.²⁴⁾ Was Strigl als literarisch gut gemachte Satire sieht, wurde von anderen Rezensenten als langweilige „Schmalspur-Literarizität“ kritisiert, als Stil, mit dem es Glavinic nicht gelingt, die „Aushöhlung und Entindividualisierung dieser Generation“ der achtziger Jahre einzufangen.²⁵⁾ Wie auch immer, es bleibt eine neue Sichtweise und Erzählposition, mit der Glavinic hier experimentiert und dieser Man-Typ bleibt im Ohr und setzt sich im Er-Erzähler in „Die Arbeit der Nacht“ fort. Vor allem als der Schläfer auftaucht, mit seiner Unberechenbarkeit, seiner Aggression, kommt die Erinnerung an den schwarzen Humor in „Wie man leben soll“ zurück. Dort war nämlich in diesem harmlosen Ton von unerwartetem und echtem Horror erzählt worden. Dieser Charlie Kolostrum begeht unbeabsichtigt mehrere Morde und während der Leser noch denkt, das kann ja nicht sein, sind die

Gestalten um Charlie tatsächlich mausetot. Noch gruseliger wird das dann in „Die Arbeit der Nacht“, wo der Ton von Anfang an kalt und tot ist, wo kein Humor, keine Komik auf Erleichterung hoffen lassen. Der Schläfer ist eiskalte Zerstörungswut und das Erkennen der Tatsache, dass er Teil des Er-Erzählers ist verstärkt den Horror. Die Autorin hat schon an anderer Stelle den Effekt dieser Er-Perspektive untersucht, die den Leser direkt hinter diesem Er stehen lässt und dadurch in den Teufelskreis des Beobachtens hineizieht, gleichzeitig aber auch das Gefühl entsteht, dass hinter dem Leser noch jemand steht, der wiederum den Leser beobachtet und ihn vielleicht plötzlich zum Opfer machen wird. Vor allem eben auch dadurch, dass Glavinic in „Die Arbeit der Nacht“ den Erzähler spaltet und auch die Erzählperspektive verwischt, wodurch der Leser völlig die Orientierung verliert.²⁶⁾

Nun, und dann konfrontiert der Autor Thomas Glavinic sein Publikum in „Das bin doch ich“ mit diesem Protagonisten Thomas Glavinic, vor allem unter diesem Titel. Der Thomas im Buch wird auch als der Autor von „Die Arbeit der Nacht“ klar angegeben und da scheint ein Verdacht oder eine Leseweise dieses vorangegangenen Buches bestätigt, dass es einen Zusammenhang gibt, nicht nur zwischen den Erzählerpersönlichkeiten, die ja ein Teil des Ichs des Autors zu sein scheinen, sondern sogar zum Autor selbst. Das Ende von „Die Arbeit der Nacht“ und der Selbstmord des Protagonisten Jonas sind in einer Sprache und Atmosphäre geschildert, die diesen Selbstmord als nicht wirklich, vielleicht nur als Teil einer Phantasie oder Halluzination lesbar machen. Dieser Jonas scheint nicht wirklich zu sterben, er „kippt“²⁷⁾ vielleicht nur in eine andere Ebene, so wie auch sein biblischer Namensvetter aus dem Bauch des Wals wieder ausgespuckt wurde und sich wieder zurück in der bekannten Welt fand. So erscheint der Titel „Das bin doch ich“ auch irgendwie als eine mögliche Antwort auf die Fragen, wer eigentlich Jonas, dieser Er-Erzähler sei, zu sein. Die Antwort könnte eben genau der Titel des folgenden Buches sein: Dieser Er, dieser Jonas, das bin doch ich, also er, Thomas Glavinic! Jonas ist

nicht tot, er lebt weiter in den nächsten Ichs. Auf diese Weise gelingt es diesem Autor eine in der Literatur völlig neue Verschiebung und Verstrebung von verschiedenen Erzählpositionen und eine Überlappung der verschiedenen Erzählerpersönlichkeiten und der eigenen Person zu bewirken. Karl Kolostrum, Jonas-er-Schläfer, beide Thomas Glavinics, der reale und der fiktive und auch, wie später noch darzustellen sein wird, auch der zweite Jonas in „Das Leben der Wünsche“, sind alle Teile eines Puzzlebildes zu Thomas Glavinic, das aber wohl mit Sicherheit nicht vollständig ist. Denn dieser Autor liebt es alle Koordinaten in Bewegung zu halten. Ein Bild, das sich da immer wieder anbietet ist das von konzentrischen Kreisen. Alle diese Ichs und Ers bewegen sich um den gleichen Mittelpunkt, überlappen an manchen Stellen, sind aber andererseits an vielen Stellen sehr weit voneinander entfernt. Diese Kreise sind überdies nicht völlig rund und in sich geschlossen, sondern durchlöchert, porös und so blitzt in jedem dieser Kreise auch etwas von den anderen durch. Jeder Protagonist und jede Erzählerfigur in Glavinics Romanen trägt Teile der anderen in sich und ist gleichzeitig auch Bestandteil aller anderen. Das hat bei aller Komplexität auch absolut spielerische Aspekte, Glavinic kokettiert mit dem Leser, mal scheint er etwas preiszugeben und der Leser hat dingfeste Fakten, die beweisen, das Thomas Glavinic Thomas Glavinic ist, aber gleichzeitig auch wieder nicht, wie der Autor selbst in Interviews klar gemacht hat. Er vermischt Fiktion und Realität, wie z. B. in der köstlichen Szene, wo er mit seinem Schwiegervater auf einem defekten Sessellift feststeckt. Die Situation ist laut Angaben Glavinics erfunden, aber der Schwiegervater trägt Züge des realen Vaters seiner Frau. Witzig ist in diesem Zusammenhang noch, dass Glavinic erzählt, dass sein wirklicher Schwiegervater inzwischen schon selbst glaube, mit ihm, dem Autor, schon einmal auf einem Sessellift festgesessen zu sein.²⁸⁾ Fast scheint es ihm zu gelingen, tatsächlich Realität umschreiben, erfinden zu können. Dazu passt auch die Episode, dass der Autor Glavinic seine erste Wikipedia Eintragung selbst ins Netz gestellt hatte, aber

absichtlich mit falschen Fakten. Das Spiel mit echter und verfälschter Identität und die Verwischung der Grenzen dazwischen wird auf neue Spitzen getrieben.

Amüsant und von großer Aussagekraft sind auch die Spielchen, die der Autor mit seinem eigenen Namen unternimmt. Da wird er zum Glawatschnig²⁹⁾, was den österreichischen Leser wohl nicht an der Watschen (bundesdeutsch: Ohrfeige) vorbeikommen lässt. Oder er wird zu Glawischnig³⁰⁾, was wiederum eine Assoziation zum Wisch, nämlich einem uninteressanten Papier oder gar zum Wischiwaschi, etwas Undeutlichem, vielleicht auch Erlogenen aufsteigen lässt. Oder auch die Szene in einer Buchhandlung, wo die Buchhändlerin ihn als Autor zu erkennen scheint, seinen Namen aber nicht weiß und sich dann mit dem von ihm angebotenen Glwntsch zufrieden gibt. Glavinic scheint sich da selber die Vokale, die Herzstücke eines Wortes abzugraben. Nichts ist vor ihm sicher, am allerwenigsten er selbst. Oder wie Paul Jandl es zusammenfasst: „...was die Beiden (realer Autor und fiktiver Protagonist, Anm.d.Autorin) trennt, ist ein Trick der Selbstironie. Was nicht zu retten ist wird nicht gerettet.“³¹⁾ Thomas Glavinic schont Thomas Glavinic nicht. Erlaubt er sich einmal ein wenig Selbstbewusstsein und Stolz auf sein literarisches Schaffen, holt er sich in der nächsten Szene auch gleich wieder beinhart herunter.

Eine Weile lese ich in den Fahnen von „Die Arbeit der Nacht“. Gefällt mir. Dieser Roman erscheint in drei Monaten. Der andere existiert bislang nur in meinem Kopf. Ich gehe durchs Arbeitszimmer und denke an diese beiden Bücher, sehe sie vor mir, als ein Teil von mir und zugleich als etwas Fremdes, von mir Geschaffenes.³²⁾

Die nächste Szene schwenkt jedoch ins Nebenzimmer, wo Ehefrau und Mutter sich peinliche Anekdoten über ihn erzählen, wie z. B. über seine Angewohnheit an lustigen Abenden aus dem Fenster zu pinkeln. Einige Zeilen weiter unten stellt die

Mutter nach einem Blick auf den dösenden Thomas fest: „Häßlich ist er schon.“³³⁾

Hier vielleicht ein kurzer Blick auf die Behandlung der engsten Familie, nämlich seiner Frau Else und des kleinen Stanislaus. Nur diese beiden Figuren bleiben außerhalb der Satire, dementsprechend unscharf und nicht so genau durchcharakterisiert. Der Kleine nur herzig, wenn auch ein wenig anstrengend, die Frau immer verständnisvoll, liebevoll unterstützend, aber das war's dann auch schon. Hier spürt man, dass der Autor eine Schutzzone, die einzige in seinem Werk, errichtet um diese beiden Personen, die ihm am nächsten stehen. Wenn er sich selbst bei Gott nicht heilig ist und alle anderen rundherum schonungslos karikiert oder seziert werden, er selbst am meisten, diese beiden bleiben verschont, daher blass. Damit erlischt hier aber auch die Neugier des Lesers mehr über die Grenze zwischen Realität und Fiktion zu erfahren. Diese beiden Personen sind tabu.

Sonst lässt Thomas Glavinic aber keine Gelegenheit aus, seinen Namenskollegen im Roman als Neurotiker, Hypochonder, Angsthasen, ja, als Tollpatsch darzustellen. Immer ist er der Ausgelachte, genau über ihm entleert sich ein Vogel, was nicht nur ekelig ist, sondern auch gleich Ängste vor Vogelgrippe auslöst, ihn sticht eine Wespe, auf ihm landet ein Stinkkäfer und verwandelt ihn kurz vor einer Lesung in ein Stinktief, was er wiederum mit zuviel Parfum ins lächerliche Gegenteil umkehrt. Da greift alles ineinander: Satire, Komik wie im Nestroyschen Volkstheater bis zum echten Slapstick. Aber genau diese Übertreibung, diese Verzerrung erreicht die Übertragung. Da macht sich einer zum Hanswurst, aber genau dadurch wird er zu einer literarischen Figur. Hier schreibt nicht einer banal seine eigenen Gschichteln, sondern hier wird eine Kunstfigur erzeugt, in der sich alle Ichs, das reale des Autors wohl auch, aber eben auch alle fiktiven Abspaltungen davon spiegeln.

Vor allem erinnert dieser Thomas im Roman eben auch an Jonas in „Die Arbeit der Nacht“, der genauso herumreiste, herumstolperte, wild herumagierte auf der Suche nach sich selbst. Nur scheint der Horror dieses Buches jetzt in Satire

umgekehrt, aber hat Thomas mehr Kontrolle als Jonas? Dieser Wunsch nach Kontrolle über sich Selbst und das Leben vereint auch alle Protagonisten. Jonas, der durch Videokameras versucht, die Welt um ihn und sein schlafendes Selbst festzuhalten. Thomas, der krankhaft seine Mails checkt, um den Überblick über die Entwicklung seiner Karriere und die Welt um ihn herum zu behalten. Aber auch hier wird er sich selbst zum Feind, so wie es der Schläfer für Jonas war. Thomas schickt nämlich im Trunk wahllos unflätige Mails, an die er sich dann nicht mehr erinnern kann. So bleibt er immer begleitet von der Angst sich selbst nicht trauen zu können, eben keine Kontrolle zu haben. Und dann erst Jonas in „Das Leben der Wünsche“, dem sein gesamtes Leben entgleitet. Da ist auch in allen Büchern diese Faszination vom Spiel mit der Geschwindigkeit, die der Autor Glavinic auch als eigene Leidenschaft zugibt.³⁴⁾ Aber hier geht es eben auch um Kontrolle, die dann letztendlich immer verloren geht. Rasende Autofahrten in „Die Arbeit der Nacht“, die fast oder auch tatsächlich in Unfällen enden. Wildes Skifahren in „Das bin doch ich“, das auch prompt mit einer fast gebrochenen Rippe endet. Und schließlich die geheimnisvolle Bootsfahrt in „Das Leben der Wünsche“, bei der es seine Freundin Marie ist, die den verbotenen vierten Gang einlegt, also bewusst die Grenze zur Kontrollierbarkeit überschreitet, wodurch sie und Thomas letztlich auf die Insel oder auch wieder eine andere Ebene des Bewusstseins, der Realität gelangen, die in den Untergang führt. Dieser zweite Jonas ist die bis dato letzte der vielen Facetten des glavinischeschen Ichs. Sie wird wohl nicht die letzte bleiben. Denn je mehr Glavinic versucht, die Kontrolle zu bekommen, sich selbst, dieses Ich, dingfest zu machen, desto mehr entgleitet ihm diese Kontrolle, alles wird zunehmend verschiebbarer, nichts ist das wonach es ausschaut. Wie er auch in seinem dem Roman vorangestellten Shakespearezitat festhält. “Hell is empty, And all the devils are here.” Alles ist durchlässig, selbst die Grenzen zwischen Himmel und Hölle. So eben auch die Grenzen des Ichs. Aber da ist eben dieser Titel und seine vier Wörter,

die je nach Hervorhebung wieder verschiedene Aspekte des Ichs unterstreichen. „DAS bin doch ich.“ Das und nicht was anderes. Oder das und nicht die anderen rundherum. „Das BIN doch ich.“ So könnte es als Hinweis auf die Existenz, das Dasein, die Betonung der Ebene des Seins nicht des Tuns, gelesen werden. „Das bin DOCH ich.“ Also eben doch er, niemand anderer. Die vierte Lesart endlich würde also dann dem Ich unabdingbar seinen Platz im Mittelpunkt zuweisen. „Das bin doch ICH“.

Primärliteratur

Glavinic, Thomas: „Carl Haffners Liebe zum Unentschieden.“ Roman. Volk und Welt, Berlin 1998.

Glavinic, Thomas: „Herr Susi.“ Roman. Volk und Welt, Berlin 2000.

Glavinic, Thomas: „Der Kameramörder.“ Roman. Volk und Welt, Berlin 2001.

Glavinic, Thomas: „Wie man leben soll.“ Roman. dtv, München 2004.

Glavinic, Thomas: „Die Arbeit der Nacht.“ Roman. dtv, München 2008. (Erstausgabe: Carl Hanser Verlag, München 2006)

Glavinic, Thomas: „Das bin doch ich.“ Roman. Carl Hanser Verlag, München 2007.

Glavinic, Thomas: „Das Leben der Wünsche.“ Roman. Carl Hanser Verlag, München 2009.

Anmerkungen

Vorausbemerkung zur Rechtschreibung: Die Autorin richtet sich nach den neuen Regeln der Rechtschreibung. Zitate werden dem Original getreu wiedergegeben.

- 1) Tischer, Wolfgang: „Das Leben der Wünsche- Eine unbändige Freude, sich und sein Publikum mit Neuem zu überraschen.“ <http://www.literaturcafe.de/thomas-glavinic-das-leben-der-wuensche>.
- 2) Kordic, Martin: „Thomas Glavinic. Wir dürfen lügen, das ist schön!“ In:

Bella triste Nr.18. <http://www.bellatriste.de>

- 3) Vgl.: Zeyringer, Klaus: „Österreich- Literatur seit 1986“
<http://www.literature.at/elib>
- 4) „Das bin doch ich.“, S.8.
- 5) Schmidt-Dengler, Wendelin: „Bruchlinien.“ Residenz Verlag, Salzburg und Wien 1995, S.378.
- 6) Haslinger, Josef: „Wozu brauchen wir Atlantis?“ Löcker Verlag, Wien 1990, S.7ff.
- 7) „Situation der SchriftstellerInnen-Generation um 30“. In: Literatur und Kritik Nr.345/346. Otto Müller Verlag, Salzburg, Juli 2000. S.29.
- 8) ebd.: S.30.
- 9) ebd.: S.33.
- 10) ebd.: S.33.
- 11) „Das bin doch ich.“ S.41.
- 12) ebd.: S.41.
- 13) ebd.: S.181.
- 14) vgl.: „Situation der SchriftstellerInnen-Generation um 30“. In: Literatur und Kritik Nr.345/346. Otto Müller Verlag, Salzburg, Juli 2000. S.27ff.
- 15) „Das bin doch ich.“, S.26.
- 16) vgl.: Strigl, Daniela: “Anything but a German appendix”. In: www.eurozine.com/articles/2008-06-19-strigl-en.html
- 17) „Das bin doch ich.“, S.31.
- 18) ebd.: S.81.
- 19) ebd.: S.81.
- 20) ebd.: S.84.
- 21) Gollner, Helmut: „Der Spaß ist vorbei.“ In: Literatur und Kritik Nr.409/410. Otto Müller Verlag, Salzburg, November 2006.
- 22) „Das bin doch ich.“, S.210.
- 23) Kordic, Martin: „Thomas Glavinic. Wir dürfen lügen, das ist schön!“ In: Bella triste Nr.18.
<http://www.bellatriste.de>
- 24) vgl.: Strigl, Daniela: „Wer immer strebend sich bemüht.“ In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2.9.2005.
- 25) vgl.: Bartels, Gerrit: „Aussitzen.“ In: Die Tageszeitung, 22.6.2004.

- 26) Stampfl-Yokura, Andrea: „Thomas Glavinics Romane. Betrachtungen zu „Die Arbeit der Nacht.“ In: Kairos Nr.47.Fukuoka, Nov.2009 (z.Zt.im Druck)
- 27) „Die Arbeit der Nacht.“ S.391.
- 28) vgl.: „Thomas Glavinic: Das bin doch ich-Buchmesse-Podcast 2007“ <http://www.literaturcafe.de>
- 29) „Das bin doch ich.“ S.140.
- 30) ebd.: S.237.
- 31) Jandl, Paul: „Selbst ist der Mann.“ In: Neue Zürcher Zeitung, 19.9.2007.
- 32) „Das bin doch ich.“ S.176.
- 33) ebd.: S.177.
- 34) „Es sind meine Ängste. Ein Gespräch mit Thomas Glavinic von Klaus Nüchtern. <http://www.thomas-glavinic.de/podcast> zu „Die Arbeit der Nacht“.